

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Der Brandstifter
Autor: Öttli, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER BRANDSTIFTER

NOVELLE VON JAKOB 'OTTLI

ILLUSTRIERT VON HANS BIRSINGER

Es ist eine Sünde, keine Zeit zu haben. Diese Wahrheit ist mir wieder einmal aufgegangen, als ich meinem Vetter Alfred in Rothenhausen einen kurzen Besuch machte. Wie manches Mal war ich schon im Dorfe bei meiner Schwester zu Gaste gewesen, ohne dass es mir dazu gelangt hätte, einen Fuss in sein Haus zu setzen! Ich hatte es jedesmal so eilig, dass meine Schwester sich höchlich verwunderte über meine Vielgeschäftigkeit. Ihre Verwunderung tat mir wohl, weil sie mir einige Wichtigkeit verlieh. Ich gab mir drum nicht die geringste Mühe, einmal nicht pressant zu haben, bis mir endlich doch das Gewissen schlug und ich Zeit fand, in Vetter Alfreds Stube zu sitzen.

Ich hätte nicht geahnt, was das für eine Wirkung haben würde. Dass ich ihnen diese Ehre erweise, das sei doch schön von mir, betonte Alfreds Frau, zunächst unter der Haustüre, dann im Hausgang und schliesslich noch einmal in der Stube. Daran, dass ich eine solche Respektsperson geworden war, hatte ich allerdings nicht gedacht. Ich kann mir das nicht anders erklären als durch die Entfernung. Man muss nur zwanzig Jahre vom Ort seiner Jugendstrieche ent-

fernt gelebt haben, ohne mit dem Konkursamt oder dem Richteramt in Konflikt gekommen zu sein, dann gehört man schon zu den Ehrenpunkten der Heimat.

«Also Most, guten Thurgauer Most, darf ich dir nicht aufstellen?» sagte Alfred halb fragend. «Auch nicht von dem feinen Länglersaft aus dem Stegenfässli? Der geht einem wie Milch», fügte er bei mit einer Stimme, die ganz milchig wurde.

Ich fühlte, es wäre ihm nicht als ein charakterloser Bruch meiner Abstinenz vorgekommen, sondern als ein achtenswertes Bekenntnis zur Thurgauer Heimat, wenn ich zugesagt hätte. Es war etwas wie Verlegenheit im Tone meiner Base, als sie in die Küche hinausrief:

«Marieli, mach für den Herrn Vetter Kaffee!»

Kaffee mit Milch statt Most für einen Herrn Vetter, für einen Bürger von Rothenhausen! Ja, wenn er wenigstens aus dem Verbotsland Amerika käme! Aber er kam aus dem Kanton Solothurn.

Marieli brachte nach einiger Zeit das Bestellte. Es war ein Mädchen von 12 Jahren. Ich sah es zum erstenmal. Aber es kam mir sofort vertraut vor. Nur

schon die dunkelgrauen Augen mit den langen Wimpern hätten das Gesichtlein lieblich gemacht, ohne dass noch die roten Wangen und die fast schwarzen Haare den Eindruck des Frohen und Gesunden erwecken mussten. Das Kind trat mit einer Sicherheit auf, die mich überraschte. Offenbar war es bestrebt, angenehm aufzufallen. Wenigstens machte es sich am Tische so lange zu schaffen, bis die Frau Base es ins Freie schickte. Zögernd ging es hinaus, obwohl es draussen Gespanen fand, mit denen es sich besser unterhalten konnte als mit mir. Aber draussen fehlte halt die Ehre, in der Gesellschaft eines Herrn Vetter zu sitzen.

Warum Marieli, das vor acht Monaten durch die Armenpflege in dieses Haus gebracht worden war, mir bekannt vorkam, war mir vorläufig unerklärlich.

Nach kurzem erschien das Kind wieder; es musste fühlen, dass es nicht erwünscht war; jedenfalls blieb es verlegen an der Türe stehen. Seine Gefallsucht rang mit der Scheu. Es stand da, die Fußspitzen leicht nach innen gerichtet und dann vor Verlegenheit mit den Zehen des linken Fusses über den rechten Fuss streichend, einmal ums andere. Ich konnte den Blick nicht von dieser Bewegung abwenden. Hm! Die heimelte mich noch mehr an als das Angesicht. Und jetzt drängte sich mir gar der Gedanke auf, das Kind sollte eigentlich Hosen tragen, halblange, bis zur Mitte der Unterschenkel langend, mit Blätzen an den Knien. Ohne Zweifel arbeitete sich in mir eine dunkle Erinnerung empor. Meine Lage wurde heikel. Um meine Verlegenheit zu überwinden, fragte ich:

«Ist etwas passiert?»

«Ja,» antwortete das Kind aufatmend, «das schwarze Huhn ist über den Gatter geflogen. Jetzt kann es nicht mehr in den Hof zurück.»

Die Bäuerin ging, um dem Tier an seinen Ort zu helfen.

Ich aber fragte Alfred: «Was ist das auch für ein Kind? Zuerst kommt mir sein Angesicht ganz vertraut vor, danach bringe ich mein Auge nicht von seiner Fußstellung los, und schliesslich meine ich, das Mädchen sollte eigentlich ein Knabe sein. Da ist doch hoffentlich nichts verhext.»

«Nicht dass ich wüsste. Es ist ein ganz anstelliges Kind. Etwas eitel, manchmal nachlässig, vor allem furchtbar ehrgeizig und empfindlich. Man muss sich hüten, es

ungerecht anzufahren, sonst kann es einem tagelang den Kopf machen. Uebrigens hast du seinen Vater gekannt, den Röckli-Joggel, den Brandstifter.»

Ich erschrak. Wahrhaftig! Das war ganz das Kind des Röckli-Joggel, in den Augen, im Schnitt, sogar in der Fußstellung.

In diesem Augenblick rief die Frau zum Fenster herein aufgeregt den Beistand Alfreds an, weil das dumme Federvieh sich irgendwo verfangen hatte, wo sie nicht zukam, es zu befreien.

«Auf einen Augenblick!» entschuldigte sich Alfred, und draussen war er.

Ich war für diesen Augenblick von Herzen dankbar. Ich konnte mir unterdessen die Geschichte des Röckli-Joggel wieder einmal vergegenwärtigen, um so besser, als sie mir in diesem Mädchen frisch lebendig geworden war.

Als die beiden Verwandten nach glücklich beendeter Jagd wieder eintraten, kam ich auf ihn zurück.

«Du hast ihn den Brandstifter genannt; aber jedesmal, wenn ich an die Geschichte zurückdenke, muss ich sagen: Er war gar nicht der Brandstifter.»

Alfred starrte mich an, als wenn ich gesagt hätte, die Rothenhauser hätten einstimmig beschlossen, in ihrer Gemeinde das Alkoholverbot einzuführen.

«Nein, das war er nicht.»

«Wer denn?» staunte er.

«Darf ich deiner Frau die Geschichte so erzählen, wie ich sie weiss? Ich war ja der Nachbar des Uebeltäters und stand ihm ein wenig näher als du.»

«Ja, tut das, Herr Vetter!» bat sie. Mein Mann hat sie mir noch gar nie im Zusammenhang erzählt. Ich habe drum manchmal ein bisschen Angst vor Marieli, als könnte es etwas Böses anstellen. Es ist halt doch das Kind eines Brandstifters. Wer weiss, was es für einen Charakter geerbt hat!»

«Gut! — Wo soll ich nur ansetzen? — Jetzt hab' ich's. Weissst du noch, Alfred, wie wir Viertklässlerbuben einmal an einem heissen Augusttag hinter dem Schwarzdornhag dort unten bei der Breiti-Wiese hockten? Wir wollten auch mal gross sein, wie die Männer oder mindestens wie Sechstklässler. Ein paar Nielenstumpen hattest du uns geschnitten, mit deinem eigenen Sackmesser, um das wir dich unverhohlen beneideten. Giessers Paul hatte einige Streichhölzer mitgebracht. Und Bethlis Heirechen

Hannessli strich sie elegant an seinem Hosenboden an. Aber deine Nielen waren nicht trocken genug, und Pauls Zündhölzer brachen zur Hälfte entzwei. Ich sehe dich noch deutlich vor mir, wie du mit ernster Miene das letzte Zündholz an dich rissest. Das dürfe nicht auch noch kaput gehen, erklärtest du feierlich. Wir betrachteten es mit fast heiliger Scheu. Es sollte der Helfer sein. Es sollte uns den heissen Wunsch erfüllen, Männer zu sein. Wir prüften, ob dein Hosenboden auch trocken genug sei. Wir rückten zusammen, um den Windzug fernzuhalten. Diesmal musste es gelingen, dass wenigstens eine Niele in Brand geriet. Mit dieser einen konnte man dann die übrigen anstecken. Unser Lehrer hätte uns sehen sollen, der uns immer vorwarf, wir könnten uns nicht «konzentrieren».

Das Zündholz flammte auf. Im nächsten Augenblick war es erloschen. Was war geschehen?

«Du hast dreingeblasen» fuhr ich den Röckli-Joggel an. Ich hatte es deutlich bemerkt.

«Ich? Wieso?»
Und er wurde rot.

«Leugne nur nicht, du Hinterücksler!» tönte es von zwei, drei Seiten.

Wir hatten guten Grund, seine unschuldige Miene als Heuchelei zu nehmen; denn er war der einzige, für den es zu keiner Niele gelangt hatte. Wir fühlten seinen Neid. Wir

begriffen ihn auch. Uns wäre es nicht anders gegangen. Ich habe mich später oft gefragt, warum es grad für ihn nicht mehr langte. Ich fand keine andere Antwort als die: Er war halt nur Verdingknabe. Da war es selbstverständlich, dass er das Nachsehen hatte, wenn's nicht für alle reichte. Wir ahnten nicht, wie wenig selbstverständlich es für ihn sein musste.»

«Da habt Ihr recht, Herr Vetter», unterbrach mich meine Zuhörerin. «Ich habe immer schon gedacht, auch der Name Röckli-Joggel habe dem Knaben wehtun



„Es stand da, die Fußspitzen leicht nach innen gerichtet . . .“

müssen. Er klingt doch wie ein Uebername. Warum habt ihr ihm den angehängt?»

«Daran war er schon ein wenig selber schuld. Eigentlich hiess er Jakob Zingg und war ein entfernter Verwandter von Dolder-Chorede-Zingggen-Ueli, bei dem er verkostgeldet war. Er war ein hübscher Junge mit seinen grauen Augen und den langen Wimpern und dem schwarzen Kraushaar. Seine braune Gesichtsfarbe stand ihm gut, wenn's schon nicht ausschliesslich Hautfarbe war, sondern auch ein wenig Belag. Er war nämlich ein kleiner Schmutzfink. Vielleicht haben auch seine Pflegeeltern nicht genügend zu ihm gesehen. Am Sonntag hat er sich jedenfalls regelmässig gewaschen. Dann ging auch ihm seine Knabenschönheit auf; dann empfand er auch wohl den Abstand zwischen seiner leiblichen Erscheinung und seinen dürftigen Kleidern. An einem Sonntag war's denn auch, dass er den Wunsch aussprach, er möchte lieber ein Mädchen sein. Wir lachten. Das schien uns ein verächtlicher Wunsch. Dass einer sich so aller Herrenrechte entblössen wollte! Wir bedachten nicht, dass er von den Herrenrechten der Männlichkeit wahrscheinlich sehr wenig zu schmecken bekam. Und voller Entrüstung forderten wir eine Begründung seines Wunsches. Da sagte er einfach: «Weil die Mädchen schönere Kleider tragen. Ihre Mode wechselt, und dann bekommen sie wieder neue Röcke.» Das war soweit richtig. Wir hatten auch schon die Eintönigkeit unserer Hosen bedauert. Aber dass einer so schamlos unsere innersten Wünsche aussprach, empörte uns.

«Wart!» sagte Bethlis Heirechen Hannessli, «ich will dir grad zu Hause den Rock holen, der meiner Schwester zu klein geworden ist.»

«Und ich,» fügte mein Vetter Alfred bei, «weiss auf unserm Estrich noch einen alten Puppenwagen.»

Aber jetzt lief Jakob Zingg weinerlich schimpfend von uns weg.

«Wenn ihr's hättet wie ich...», schluchzte er noch.

Einer von uns aber rief ihm nach: «So lauf zu, du Röckli-Joggel!»

Von da ab blieb ihm der Name. Er hat sich schliesslich an ihn gewöhnt. Wir legten später auch nichts Verächtliches mehr in ihn. Jakob Zingg war zudem nicht der einzige, der seinen regelrechten Namen nie zu hören bekam.

Er also war es gewesen, der unser letztes Zündholz ausgeblasen hatte. Er musste eine Strafe haben. Paul war für Prügel, Hannessli für Ausschluss von den Spielen während drei Wochen. Ich schlug vor: «Er soll uns morgen nachmittag andere Zündhölzchen bringen.» Ich meinte es gut mit ihm. Ich meinte es...

Kaum hatte ich den Vorschlag gemacht, erschrak ich über den Erfolg.

«Also gut! — Ein halbes Dutzend! — Nein, acht! — Nein, zehn!»

Die Zahl 10 drang durch, obwohl der Verurteilte ängstlich zu bedenken gab, dass der Zündhölzchenraub entdeckt werden könnte, und dass sein Pflegevater in diesem Punkte streng sei. Nun, auch unsere Väter waren streng. Wir vergassen bloss, dass unsere Väter uns nicht so leicht in die Hände der Behörde liefern konnten, damit sie den Zündhölzchenraub in strengere Verwahrung gebe. Joggel musste sich fügen.

«Wenn er sie aber nicht bringt, soll er doch noch seine Prügel haben!» verlangte Paul.

«Sowieso!» pflichteten wir ihm einstimmig bei.

Röckli-Joggel schien sehr gedrückt. Ich fragte ihn teilnehmend, ob es ihm lieber gewesen wäre, wenn wir ihn durchgehauen hätten.

«Fast», antwortete er. Er war doch ein seltsamer Kauz.

Am andern Nachmittag erschien er bei einem Haar zu spät in der Schule. Wir hatten schon Verdacht geschöpft, dass er auskneifen wolle. Aber er schaute uns beim Eintritt gehobenen Hauptes in die Augen. Offenbar hatte er uns gehorcht.

In der Pause steckten wir die Köpfe zusammen, zählten und beurteilten die Hölzchen.

«Das ist eine schlechte Sorte. Da brechen zehn entzwei, ehe eines brennt», behauptete Paul.

Joggel aber wehrte sich für die Zündhölzer seines Pflegevaters, als hinge die Ehre des Hauses daran.

«Wir werden ja sehen.» Mit diesem Spruch machtest du dem Zank ein Ende, und wir gingen auf den Platz zu den andern, ohne darauf zu achten, dass Röckli-Joggel sich still von uns weggeschlichen hatte.



„Wir warfen unsern Schreckenschrei durch die Fenster der Lehrerwohnung . . .“

Es war ein gewitterschwüler Nachmittag. Die drückende Hitze, die über den Feldern lag, lähmte uns völlig, so dass wir keine Lust verspürten, zu spielen. Wir Knaben hockten auf Barren und Stemmbalken und schwatzten allerlei weltbewegendes Zeug.

Auf einmal rief einer mit halb erstickter Stimme:

« Es brennt ! »

« Wo ? »

« Dort ! »

Die Turngeräte standen auf dem Platze vor der kleinen Schulhausscheune oder genauer vor dem Eingang in den seit vielen Jahren leeren Stall, wo sie übrigens heute noch stehen. Die Stalltüren standen offen, die vordere, gegen den Spielplatz gerichtete, wie die hintere. Nahe der hintern Türe war Stroh aufgeschichtet. Dorther qualmte dicker Rauch. Jetzt züngelte die Flamme.

« Herr Lehrer ! » schrien wir durcheinander, « Herr Lehrer, es brennt, es brennt ! »

Wir rannten zum Schulhaus. Wir warfen unsern Schreckenschrei durch die Fenster der Lehrerwohnung. Endlich trat der Lehrer ganz gemächlich aus der Haustüre.

Wir schrien jetzt lauter. Jeder wollte das Verdienst haben, ihm den tiefsten Eindruck zu machen. Zu unserer Enttäuschung und sittlichen Entrüstung aber hob der Lehrer

den Zeigefinger: « Buben ! Wenn ihr mich zum Narren haben wollt, dann . . . »

« Es ist wahr. Es brennt. Im Stall ! » schrien wir und wiesen nach der Stalltüre. Der argwöhnische Lehrer ging hin, um selber zu sehen. Wir schauten ihm nach und dachten: Der Dummkopf ! In dieser Zeit wird das Feuer zu gross. Dann kann er nicht mehr löschen. Und wenn alles abbrennt, ist er schuld.

Er schritt eilig und achtete es nicht, dass er am Röckli-Joggel vorbeiging, der plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, zwischen Schulhaus und Scheune stand und mit angstvoll aufgerissenen Augen dem Lehrer nachstarrte. Er stand nach seiner Gewohnheit mit leicht einwärts gerichteten Fußspitzen und fuhr mit den Zehen des linken Fusses fortwährend über den rechten Fuss. Ihr habt es wohl so wenig geachtet wie der Lehrer. Mich aber bannte der Anblick gänzlich. Doch nur für einige Sekunden. Dann ging das Rennen los. Denn der Lehrer hatte nun selber ins flackernde Strohfeder gesehen und eilte sprachlos ins Haus zurück, um Wasser zu holen. Die Mädchen weinten. Die Knaben von Bussnang liefen nach Bussnang, die von Oberbussnang und Rothenhausen je in ihr Dorf, um die Feuerwehr herbeizurufen. Der viertelstündige Weg erschien uns diesmal entsetzlich lang, ob-

wohl wir ihn in weniger als der halben Zeit machten. Inzwischen konnte ja hinter uns alles in Flammen stehen.

Ich weiss noch, wie's mir die Kehle zuzuschnürte, als ich, beim ersten Hause, dem schönen Hofe von Statthalter Bäumlin, angelangt, Fürio rufen wollte. Es langte nur zu einem «Fü—» — dann knackte es in meiner Kehle.

Wir Knaben wurden fast wütend über unsere Väter, weil diese nach unserer Meinung viel zu pomadig herzukamen und erst dann dem Spritzenhaus zuschritten, nachdem sie selber gesehen hatten, dass hinter dem Schulhaus Rauch aufstieg. Wenn wir die Feuerspritze zu verwalten hätten, dachten wir, sie wäre schon in Funktion, statt erst aus dem Spritzenhäuschen gezogen zu werden.

Als wir wieder dem Schulhaus zustürmten, züngelten die Flammen schon aus der Heudiele heraus. Drei Wasserstrahlen aus drei Feuerspritzen kämpften vergeblich gegen das Feuer und richteten sich bald auf das Schulhaus, um wenigstens dieses zu retten.

Hinter uns her war aus allen drei Dörfern alt und jung zum einsam gelegenen Schulhaus geeilt. Jetzt erblickte ich in der Menge meine Mutter. Ich rannte aufatmend auf sie zu.

«Mutter! Die andern sind in die Schulstube gegangen und haben ihre Sachen geholt. Soll ich auch?»

«Geh meinestwegen!»

«Aber es ist jetzt schon viel gefährlicher als vorhin.»

Sie verstand mich.

«So komm!» Und sie fasste mich an der Hand. Während die Feuerwehrleute durch die vordere Haustüre den Hausrat des Lehrers trugen, drangen wir durch die hintere Haustüre ein. Ich achtete es kaum, dass der Röckli-Joggel sich uns anschloss. Eine stickig heisse Luft erfüllte die Schulstube. Hastig packte ich die Sachen in den Tornister. Mein Kamerad tat in der Nebenbank dasselbe, während seine Zähne aufeinander schlugen. Meine Mutter schaute hütend auf beide. Das beruhigte mich einigermaßen. Ich merkte überdies bald genug, dass die Rettung meiner Siebensachen gelingen werde. So drohend nahe stand die Gefahr denn doch noch nicht. Ich nahm mir sogar noch die Zeit, mich im Schulzimmer umzusehen. Da überkam mich jäh das beklem-

mende Gefühl, dass ich diesen Raum vielleicht nicht mehr betreten werde, und ein Schauer fasste mich. Aber in das Schaurige hinein mischte sich sofort ein gewisses Lustgefühl, nämlich der Gedanke an die unabsehbaren Ferien, die jetzt in den Bereich der Möglichkeit traten. Es war mir drum unfasslich, dass Joggel mit einemmal zu schluchzen anfang:

«Wenn nur das Schulhaus nicht auch noch abbrennt! Wenn nur das Schulhaus nicht auch noch abbrennt!»

Er wiederholte den Satz immer neu. Ich aber schämte mich mit meinen unverantwortlichen Ferienträumen ordentlich vor ihm.

«Kommt jetzt!» sagte die Mutter. Und mit dem Tornister am Rücken retteten wir uns aus dem unheimlich rauchgesättigten Hause.

Wir zwei traten draussen in die Reihen der Gaffer. Die Flammen loderten jetzt hoch aus dem Giebel der Scheune empor. Die Hitze stieg. Die Spritzen ächzten. Die rettenden Männer keuchten unter den Lasten, die sie immer hastiger aus dem Schulhaus schleppten. Mein geretteter Tornister am Rücken aber stimmte mich ganz behaglich. Ich hatte ja nichts mehr zu verlieren. Plötzlich schreckte mich Joggels erneutes Heulen auf.

«Wer hat es wohl angezündet? Wer hat es wohl angezündet?» fragte er in einem fort.

Wieder schämte ich mich, dass mir vor lauter Erregung diese wichtige Frage, die Schuldfrage, nicht aufgestiegen war. Die war in der Tat wichtiger als die Rettung meiner Schulbücher und Hefte, vielleicht sogar wichtiger als die Erhaltung oder der Verlust des ganzen Schulhauses. Fast neidisch schaute ich ihn von der Seite an. Die Tränen kugelten ihm über die braunen Wangen. Mit den Zehen des linken Fusses strich er immerzu über den rechten Fuss. Ich wies ihn zurecht:

«Sei du froh, dass du deine Schulsachen gerettet hast!»

Ich fühlte, dass ich einen erbärmlichen Trost spendete.

In diesem Augenblick schrie er auf, am ganzen Leibe bebend; denn unter Krachen stürzte jetzt der Dachstuhl ein; die Flammen sanken in die Tiefe, und alles atmete auf. Die Gefahr fürs Schulhaus war beschworen.

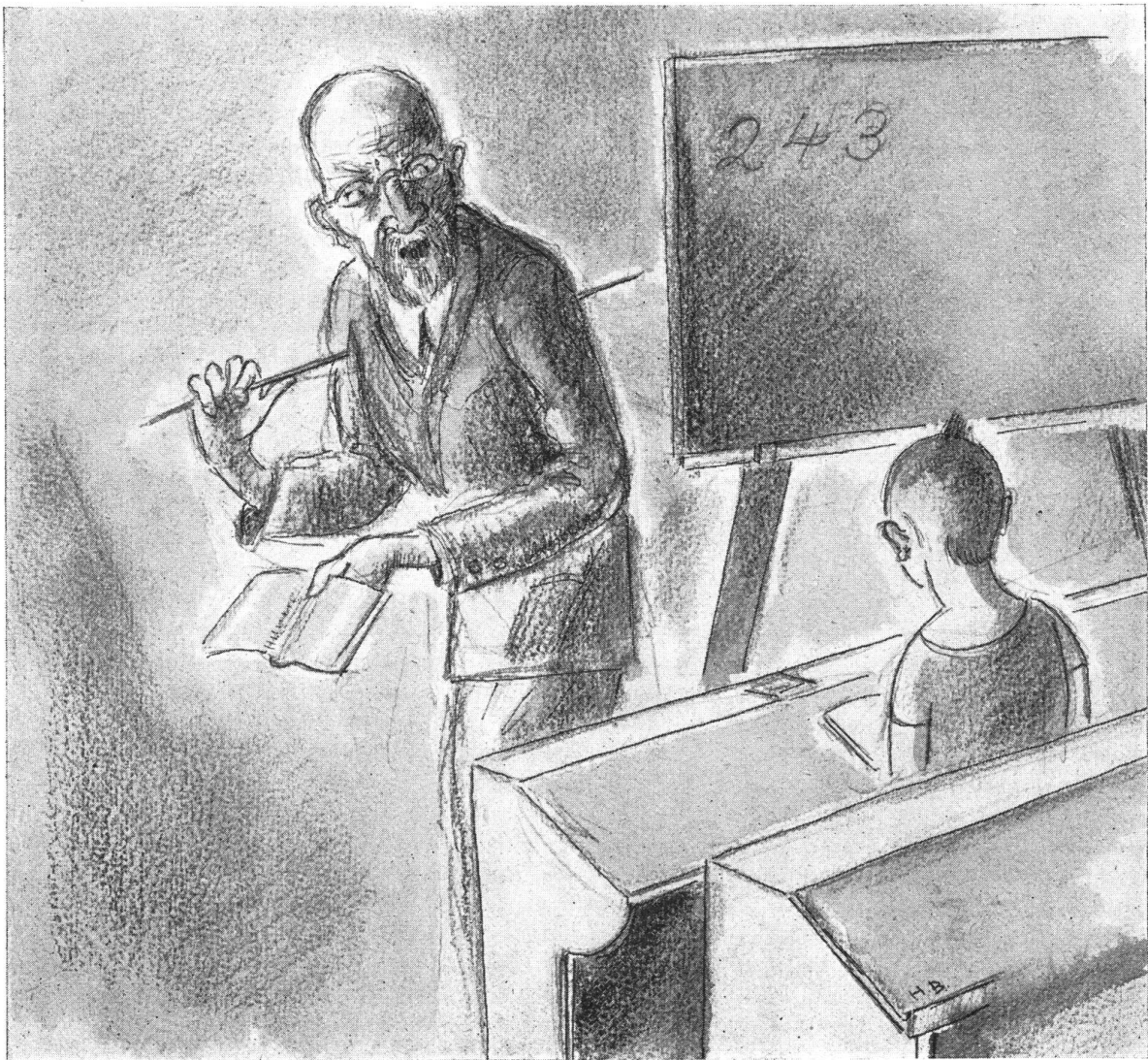
Die paar folgenden Tage waren soweit ganz gemütlich, als sie schulfrei waren. Als wir dann wieder in altgewohnter Weise den Schulweg gingen, fehlte der Röckli-Joggel. Das erregte Gespräch aber drehte sich um die Brandstiftung. Gottlieb Meili, der Bub des Wirtes zur Kreuzstrasse, wusste Auskunft.

Der Röckli-Joggel, der hergelaufene, der nicht einmal wisse, wie sein Vater heisse, der, natürlich der sei der Brandstifter. Er habe daheim Zündhölzchen gestohlen. — Weisst du noch, Alfred, wie du und ich einander bei diesen Worten Gottliebs mit einem kurzen Blick ansahen, um dann gleich wieder auf die Seite zu sehen? — Jetzt

komme der Schlingel aber fort, in eine Besserungsanstalt, nach Kalchrain, wohin alle Taugenichtse kommen. Das sei recht. Einen Brandstifter wollten wir nicht unter uns haben. Der könnte am Ende noch das ganze Dorf in Asche verwandeln.

Es war uns ganz recht, dass der grossmäulige Bub im Tone der Wirtshaushocker fortfuhr, über den abwesenden Sünder loszuhauen. Alles stimmte in das Geschimpf ein. Selbst Meilis Schangli, der Knirps, trug noch einen Stein herbei:

«Und dann hat er's zuerst nicht einmal gelten lassen! Gelogen hat er», rief der Kleine.



„Und mir hast du auch 200 Franken geschadet . . .“

Aber jetzt fuhr seine Schwester Anna, die Aelteste in der Schar, ihren Brüdern übers Maul :

« Sei nur still, Schangli ! Wärest du etwa sofort zum Lehrer oder zum Gemeindeamman gelaufen und hättest dort gesagt : ‚Denkt, ich habe das Stroh angezündet ! ?‘ Und überhaupt ist es gar nicht sicher, dass er’s bös im Sinne gehabt hat. Ich habe gehört, wie Vorsteher Andres gesagt hat, der Knabe habe nur probieren wollen, ob das Zündholz auch brenne, ob’s nicht eine schlechte Sorte sei. Und dann habe er es vor Aufregung ins Stroh geworfen, weil er ein Geräusch gehört und gemeint habe, es komme jemand um die Hausecke. Er habe das selber so bekannt. Und es sei ihm furchtbar leid, dass es so schlimm herausgekommen sei. »

« Und weiter, was hat er weiter bekannt ? » forschte ich, und ich fühlte, wie es mir heiss in den Kopf stieg.

« Weiter ? » sagte Anna wegwerfend, « weiter nichts. »

Mir wurde merklich leichter. Du aber, Alfred, riefest in die Schar hinein :

« Wir wollen nicht immer von dieser Sache reden. Machen wir ein Spiel ! »

Die allzeit schneidige und gutgesinnte Anna lachte dir zu :

« Das ist ein braves Wort. Du bist ein guter Bub. Wenn wir gross sind, heirate ich dich. »

Du aber wirst wohl gewusst haben, warum du das Gespräch von diesem Gegenstand ablenktest.

Zu einem rechten Spiel ist es dann doch nicht gekommen. Es sah in uns drinnen nicht lustig genug aus.

Als Röckli-Joggel zwei Tage später auch wieder zur Schule kam, taten wir gegen ihn sehr fremd. Er war ein Brandstifter. Wir andern aber waren rein, ganz rein, völlig schuldlos, und in unserer Unschuld haben wir uns damals ganz gehörig in die Höhe gestreckt. Es war gut, dass man den Uebeltäter erkannt hatte. Wie leicht hätten wir in ungerechten Verdacht kommen können ! In ganz ungerechten !

Wenn Röckli-Joggel, der sich selber schwatzt hatte, nur nicht noch weiter dumm schwatzte und uns andere in die Geschichte zog ! Wir fürchteten ihn darum. Wir hassten ihn ein klein wenig, in der bestimmten Voraussetzung, er werde uns, die Nielenraucher, als seine Hintermänner und damit

als Mitschuldige angeben. Wir sahen nicht ein, warum er das nicht tun sollte. Vielleicht jetzt noch nicht, da er völlig eingeschüchtert war. Aber wenn er nach einiger Zeit wieder freier atmete, konnte er immer noch auspacken. Wir nahmen uns vor, mit aller Wucht unsere Unschuld zu behaupten. Vor allem aber hofften wir, dass er bald nach Kalchrain verbracht werde.

Es war uns eine schwere Enttäuschung, als es hiess, dass der Brandstifter doch nicht fortkommen werde. Das war so zugegangen : Gleich nach der Entdeckung und dem Schuldbekenntnis des Knaben hatte sein Pflegevater Dolder-Chorede-Zinggen-Ueli ihn jämmerlich verhauen. Als aber bald darauf die Leute auch ihm einen Teil der Schuld zuschrieben, weil er im Haus eine Sauordnung habe, so dass der Bub sich ungehindert mit Zündhölzern bedienen könne, da regte sich der Verteidigungswille und das Verwandtenblut in ihm. Er nahm von da an den Knaben in Schutz. Er rühmte seinen Gehorsam und seine Arbeitsamkeit. Er brachte es so weit, dass man von der Anstaltsversorgung absah.

Jakob — wir nannten ihn vom Brand an nie mehr Röckli-Joggel. Dieser Name klang uns gar zu heimelig. Der Knabe war uns durch das unheimliche Ereignis unheimlich geworden und ferner gerückt. — Jakob aber sagte nichts gegen seine Mitschüler aus. Wir konnten uns dies gar nicht erklären. Hatten wir zuerst seine Aussage gefürchtet, so war uns jetzt bange vor seinem Schweigen. Dieses erhob ihn so hoch über uns, dass er, der arme Kostgeldknabe, auf den wir vorher herabgeblickt hatten, uns einfach zu gross wurde. Ich glaube, es konnte auch ihm nicht mehr wohl sein unter uns, noch weniger in der Schule. Der Lehrer hatte seinen Grimm auf ihn geworfen. Jakob konnte ihm nichts mehr recht machen. Er verlor deshalb allmählich den guten Willen für die Schule. Er wurde flüchtig. Seine Aufsätze wurden schlecht, seine Rechnungen falsch, und einmal brachte er den Lehrer derart aus der Fassung, dass dieser ihn Brandstifter schalt (wir selber hätten nie gewagt, dies Wort gegen ihn in den Mund zu nehmen), dass er ihm ausrechnete, wie schwer er die Gemeinde geschädigt habe, und ihm ankündigte, er werde es mit seinen Flegeleien doch noch bis in die Besserungsanstalt brin-

gen. Und zum Schlusse kam der Untergrund seines Grimms vulkanisch an den Tag mit dem mehr gekreischten als gesprochenen Vorwurf: «Und mir hast du auch 200 Franken geschadet.»

Dieses Wort gab sogar mir einen Stich, so dass ich unwillkürlich zu Jakob hinüberschaute. Da sah ich, wie sein graues Auge unheimlich funkelte, als wollte es nochmals einen Brand legen. Es war nur gut, dass der Lehrer den Blick nicht aufging. Er hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er zornig war, ans Fenster zu treten und gegen den Ottenberg zu schauen, bis der Anblick des sanften Rebgeändes ihn wieder beruhigte. Das dauerte wohl etwa 10 Minuten, allemal unheimliche 10 Minuten, während welcher er krampfhaft mit Daumen und Zeigfinger der rechten Hand die rechte Schnurrbartspitze drehte, bis sie einer Nadelspitze glich. Erst wenn dies Ziel erreicht war, kehrte er sich wieder zu uns.

Erinnerst du dich noch, wie wir auf dem Heimweg unsere sittliche Entrüstung über den armen Brandstifter ausgossen? Das sei doch unerhört! 200 Franken Schaden! Und dazu noch einem so guten, tüchtigen Lehrer, bei dem wir immer so vortreffliche Examen machten! Unsere Empörung legte sich erst, als Anna Meili rief: «Er hätte das gar nicht zu sagen gebraucht. Es gehörte nicht zur Sache.» Jakob sah sie um dieses Wortes willen mit fast schwärmerischem Auge an.

Jetzt hasste der Knabe den Lehrer. Und es ging von da an in der Schule so schlecht, dass selbst Dolder-Chorede-Zinggen-Ueli schliesslich mit einer anderweitigen Versorgung Jakobs einverstanden war. Nur gegen die Besserungsanstalt wehrte er sich immer noch, und mit Erfolg. Der Knabe verschwand aus unserm Dorfe, fast wie über Nacht. Und wir vermieden es, von ihm zu reden. Nur ein einziges Mal habe ich bei guter Gelegenheit seinen ehemaligen Pflegevater gefragt, ob Jakob wieder einen guten Platz habe, worauf er, mir zu etwelcher Erleichterung, kurz angebunden antwortete: «Ja!»

Noch einmal habe ich ihn seither gesehen: als Ueli beerdigt wurde. Damals tauchte der unterdessen zwanzigjährig gewordene Schulkamerad wieder auf. Und wie! Ich war geradezu empört über seine Wichtigtuerei und Eleganz. Wir andern, wir Bauernsöhne, waren Bettler und Plumpsäcke gegen

ihn. Ich habe ihn am Abend, als er nach Weinfeldern zur Bahn ging, zufällig begleitet. Da hat er, ziemlich ohne mein Zutun, ausgepackt.

«Weisst,» hat er angefangen, «wenn ich nicht dem Pflegevater anhänglich gewesen wäre, so wäre ich nicht nach Rothenhausen gekommen. Ihr könntet mir alle miteinander gestohlen werden. Schlecht habt ihr's mir gemacht, grunderzbodenschlecht. Ihr waret alle froh, als ihr mich Brandstifter nennen konntet. Keiner hat sich für mich gewehrt. Hundsfeige waret ihr, einer wie der andere. Aber nun werde ich nicht mehr in euer Nest kommen, kannst sicher sein, oder dann nur, um von oben auf euch alle herabzublicken. Erst dann komme ich, wenn ich sicher bin, dass ihr alle vor mir eure Kappen bis zum Boden lüpfen werdet.»

Jetzt war mir auch seine von nahem gesehen ziemlich schäbige Eleganz erklärlich. Der Brandstifter wollte sich rächen. Der Verschupfte wollte irgendwie uns überragen. Der Verachtete wollte uns zu dem Bekenntnis zwingen, dass wir vor ihm verächtlich seien.

Ich habe ihn nicht vergessen können, nach dieser kurzen Begegnung erst recht nicht. Wenn ich seine Adresse gewusst hätte, ich hätte mit ihm angeknüpft, um ihn auszusöhnen, um ihm das zu schreiben, wonach er hungerte: Das Bekenntnis unserer Mitschuld. Aber es ist mir nicht gelungen, seine Adresse zu erhalten.»

«Ja,» meinte Alfred, «das wird dir kaum je gelingen. Vor lauter Obenhinauswollen hat er Leuten Geld abgeschwindelt, ist dann einige Monate nach Tobel gekommen, und nach seiner Entlassung ist er ins Ausland verduftet. Und was die Möglichkeit einer Aussöhnung anbetrifft — da fragst du am besten sein Kind. — Willst du es herinrufen, Elise?»

Seine Frau erhob sich langsam.

«Ich danke euch für die Erzählung. Sie wird Marieli zugute kommen. Mich dünkt, wir haben da viel gut zu machen, mehr als wir können. Für den armen Jakob ist es jedenfalls zu spät. — Die alte Geschichte!»

Mit diesen Worten war sie zur Küchentüre gegangen, die sie nun öffnete.

«Marieli,» rief sie mit weicher Stimme zum Küchenfenster hinaus, «komm schnell in die Stube!»

Das Kind trat frisch ein. Mir war schier, als wenn Jakob Zingg ins Zimmer träte.

Es wollte sogleich, ohne den Befehl abzuwarten, das Kaffeegeschirr wegräumen und so zeigen, dass es seine Pflichten als kleines Hausmägdelein richtig erfasst habe.

Ich aber hinderte es daran.

«Marieli,» sagte ich, «wir haben uns eigentlich noch gar nicht recht Grüsgott gesagt. Komm her!»

Ich fasste seine beiden Hände, als wollte ich sagen: Vergib mir an deines Vaters Statt! Aber ich sagte nur:

«Dein Vater und ich sind Schulkameraden gewesen.»

Bei diesen Worten errötete das Mädchen so tief, dass ich unwillkürlich ausrief: «Was hast du?»

Es suchte sich loszumachen. Doch ich hielt es fest.

«Du musst mir ganz offen sagen, warum du beim Wort von den Schulkameraden rot geworden bist. Sag's nur! — Musst nicht weinen. — Ich kann mir schon denken, dass es nichts Freundliches sein wird. — Ich weiss, dass dein Vater keine lieben Erinnerungen an seine Schulkameraden hat. — Ja, ja! — Aber grad darum sollst du's sagen. Das tut dir wohl. — Sag alles! Ich zürne dir ganz gewiss nicht, und wenn du mir die wüstesten Schlötterlinge anhängst!»

Endlich stotterte es heraus:

«Mein Vater hat nie gesagt, warum er auf euch böse sei; aber das hat er manchmal gesagt, er wolle einmal im Auto nach Rothenhausen fahren. Dort wolle er mit Fünflibern die Fensterscheiben einwerfen und seine Schulkameraden fragen, wieviel ein jeder für eine Ohrfeige verlange. Bis zu 100 Franken wolle er schon geben für das Stück. O, sie werden sich willig ohrfeigen lassen von ihm, die Geldfresser. Und dann werde er erst noch jedem 100 Franken dafür geben, dass sie sagen, sie hätten die Ohrfeigen verdient. O, sie werden es sagen, ganz sicher, erstens, weil es wahr sei, zweitens, weil er's bezahle. Das werde für ihn der schönste Augenblick im Leben sein. — Aber gelt! Ihr seid mir jetzt nicht böse!», bettelte Marieli.

Ich streichelte das Kind und antwortete:

«Ich bin dir sogar dankbar, dass du das gesagt hast. Du darfst es mir glauben: Ich hätte deinem Vater einen noch viel schöneren Augenblick gönnen mögen.»

Es ging dann getrost mit dem Geschirr in die Küche hinaus.

Ich aber sass da wie ein wegen Brandstiftung Angeklagter.

